Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 68 (1993)

Heft: 10

Artikel: Steig in die Badewanne ein!

Autor: Gerster, Gerhard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-106051

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

STEIG IN DIE BADEWANNE EIN!

GERHARD GERSTER

Ein Bad zu nehmen gehört zu den entspannendsten Momenten im Alltagsleben. Unsere kleine Kulturgeschichte für Wasserratten zeigt: Das Bad wird je nach Individuum und Kultur sehr unterschiedlich genutzt. Daraus leiten sich konkrete Thesen für Neu- und Umbauten ab.

Täglich unter die warme Dusche oder mal gelegentlich ein wohltuendes Bad in der Badewanne geniessen. – Wer möchte das noch missen? Heute ist für uns ein eigenes Badezimmer selbstverständlich. Doch das war nicht immer so. Unsere Grossväter und Grossmütter mussten reichlich begütert sein, um sich das häusliche Badevergnügen leisten zu können. Bis in die zwanziger Jahre blieben private Badezimmer ein Privileg der Reichen. Dann tauchten im kommunalen und genossenschaftlichen Wohnungsbau Zürichs die ersten Bäder auf. Die vor dem Ersten Weltkrieg erstellten Wohnungen waren noch alle ohne eigene Badezimmer ausgerüstet. Immerhin gab es schon WCs in den Treppenhäusern, die von vier bis sechs Familien benützt wurden. Die älteren Bauten und Arbeiterhäuser waren wesentlich primitiver: Latrinen und fliessendes kaltes Wasser im gemeinsamen Hof gehörten zur Normalität.

Von Anfang an war der Einbau von Bädern und Toiletten in die Arbeiterwohnungen eng mit der Hygienebewegung verbunden. Deren Hauptziel im sozialen Wohnungsbau war die Bereitstellung «gesunder» Wohnungen. Wegbereitend für die Entwicklung war die industrielle und serielle Herstellung der Sanitärräume. In Frankfurt wurde Mitte der zwanziger Jahre – in Anlehnung an amerikanische Vorbilder – die Typologie von Badezimmern entwickelt, die sich schlussendlich im Massenwohnungsbau in Mitteleuropa durchgesetzt hat: die kompakte, mit Badewanne, Lavabo und WC ausgerüstete Zelle. Sie entsprach dem Bemühen, den Raum, reduziert auf das Nötigste, möglichst optimal zu nutzen. Im Vordergrund stand das für die Reinigung Unerlässliche. «Nicht die Idee eines Zimmers als Bad setzt sich durch, sondern die Abstraktion des Bades als hygienistische Zelle», kommentieren die Autoren der ETH-Studie «Das Badezimmer»* diese Entwicklung. Warum stand die Reinlichkeit so im Vordergrund? Die grossen Choleraepidemien in den europäischen Grossstädten der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts rafften Tausende von Menschen dahin. Es gab weder Wasserleitungen noch eine Kanalisation. In Basel hatten beispielsweise die Häuser entlang der Birsig bis 1890 ihre Aborte zum Fluss hin. Bessere Hygiene war schlicht überlebensnotwendig. Medizinische Entdeckungen spielten eine bedeutende Rolle. Der Körper galt nun als Träger gefährlicher Bakterien. Er musste gewaschen werden, auch wenn er eigentlich optisch sauber erschien. Schmutz geht tiefer und entzieht sich der sinnlichen Wahrnehmung.

VOLKSBRAUSEBÄDER Krankheiten und Seuchen kennen keine sozialen Schranken. Darum wurden durch die Epidemien auch soziale Ängste geweckt. Das Bürgertum hatte Angst vor dem Schmutz der Arbeiterklasse. Das Volk wurde darum nachhaltig ermahnt. Sauberkeit, so die Idee, erhöhe nicht nur die Widerstandskraft, sondern garantiere auch eine gewisse «sittliche Ordnung». Die städtischen Behörden nahmen den Bau von Abwassernetzen und Wasserleitungen an die Hand. Abfälle und Fäkalien verschwanden nach und nach von den Strassen und Plätzen. Hygienische Vereine sorgten sich um die Sauberkeit des Volkes. Die ersten Flussbäder entstanden. Stadtväter führten «Volksbrausebäder» ein oder bauten wie im «Roten Wien» der Zwischenkriegszeit öffentliche Bäder für die Arbeiterschaft. Das ist nicht neu, sondern geht auf kulturhistorische Vorbilder zurück.

Der antike Mittelmeerraum, die jüdische Kultur und der arabisch-türkische Orient kannten und kennen teilweise noch bis in die Gegenwart das öffentliche Bad als vielschichtige gesellig-kommunikative Einrichtung. Die Römer schufen riesige Thermen: Hallen, reich verziert, weitläufige

BILD: PRESSEDIENST VAILLANT

Das Bad als Spiegel der Gesellschaft: Historisches Werbeplakat für einen Gas-Badeofen (um 1900).

Säulenarkaden, riesige Bassins mit kunstvollen Mosaiken, ausgelegt für heisses, lauwarmes und kaltes Wasser. Die Bäder waren bei den Römern Brennpunkte des gesellschaftlichen Lebens der Oberschicht. Der Körperpflege galt zwar das Augenmerk, aber sie war nur ein Aspekt neben vielen anderen wie Erziehung, Sport und kulturellen Vorführungen. Häufig waren den Thermen auch Bibliotheken angeschlossen. Der Kurbadebetrieb des 19. Jahrhunderts orientierte sich letztlich an römischen Vorbildern.

Öffentliche Badestuben, die den Besuchern Wannen- und Dampfbäder anboten, waren im Mittelalter weit verbreitet und im Volk sehr beliebt. So gab es beispielsweise im Jahre 1292 in Paris 26 öffentliche Badeanstalten und Dampfbäder. Baden war ein lustvolles Vergnügen und diente nicht vorrangig der körperlichen Reinigung. Radierungen, Miniaturen und Holzschnitte bezeugen Hochzeitsmähler und andere Festivitäten in Badezubern. Allein dem Adel war es vergönnt, im luxuriösen privaten Badezimmer dem Spiel der Sinne zu huldigen. Dem bunten Treiben setzte die Pestilenz im 16. Jahrhundert ein jähes Ende, galten doch die Badehäuser weithin als Brutstätten der Seuche.

THESEN FÜR NEU- UND UMBAUTEN Eine Erhebung im Rahmen des Forschungsprojektes «Zur Zukunft des Wohnens» zeigt heute schon deutlich, dass die Nasszellen vielfältiger gebraucht werden als eigentlich vom planerischen Konzept her vorgesehen. Gerade im Hinblick auf Um- oder Neubauten sind diese Ergebnisse von grosser Bedeutung.

Das Badezimmer der Zukunft sollte so konzipiert werden, dass es zwar als spezieller, aber an sich gleichwertiger Raum neben anderen angelegt wird, um so den individuellen Bedürfnissen besser gerecht zu werden.

Oberlichter oder einfache Fenster ermöglichen nicht nur eine erweiterte Benutzung, sondern auch die sinnvolle natürliche Belüftung.

Das Bad der Zukunft wird umweltverträglicher durch technische Massnahmen und die Integration von Regen- und Grauwasser in den Wasserhaushalt, z.B. muss die Toilettenspülung keine Trinkwasserqualität aufweisen.

Ökologisch Bauen heisst einfacher bauen. Sanitärapparate müssen einfacher herstell-, austausch- und veränderbar sein.

BADEZIMMER ODER NASSZELLE Mit der aufkommenden Wasser- und Abwasserversorgung Ende des 19. Jahrhunderts ziehen die englisch beeinflussten ausladenden Badezimmer mit Porzellanwanne in die Bürgerhäuser ein. Der wohlhabende Mittelstand übernahm das englische Modell. Im kommunalen und genossenschaftlichen Wohnungsbau dagegen wurde die kompakte Nasszelle amerikanischen Zuschnitts – später oft ohne Oberlicht oder Fenster – zum Standard. Die Veränderungen der letzten 70 Jahre beschränkten sich auf die Variation der Anordnung der Nasszelle in der Wohnung und auf den Ausbau und die technische Weiterentwicklung schon vorhandener Ausrüstungselemente. Die Qualität der verwendeten Armaturen, Wannen und Lavabos ist dabei so hoch, dass diese für Jahrzehnte halten. Einmal geplant und gebaut, bestimmen somit die Badezimmer die Lebensweise der zukünftigen Bewohner und Bewohnerinnen. Mit den wechselnden Lebensphasen ändern sich nicht nur die Zusammensetzung eines Haushaltes, sondern auch die Ansprüche ans Bad. Die Geburt eines Kindes beispielsweise verändert den Gebrauch grundlegend. Das Bad wird zusätzlich Wickel- und Stauraum für Gegenstände der Babypflege. Sind die Kinder grösser, planschen sie gerne, aber nicht jedes Badezimmer ist dazu geeignet. Andere Anforderungen entstehen, wenn Menschen älter werden. Behinderungen verlangen möglicherweise den Gebrauch eines Rollstuhles. Ist dann die Badezimmertüre zu schmal, so hat dies unweigerlich den Auszug zur Folge. Badezimmer, so fordern die Autoren der ETH-Studie, sollten planerisch so gestaltet sein, dass sie Spielraum bieten für einfache Anpassungen an verschiedene Bedürfnisse.

*Alexander Henz, Martin Kärcher, Das Badezimmer, Hefte zum Wohnen Nr.1, 1992, 42 Seiten. Bezug: ETH Wohnforum, ETH Hönggerberg, 8093 Zürich, Tel. 01/633 29 13.

Gerhard Gerster ist freier Journalist und lebt in Zürich.

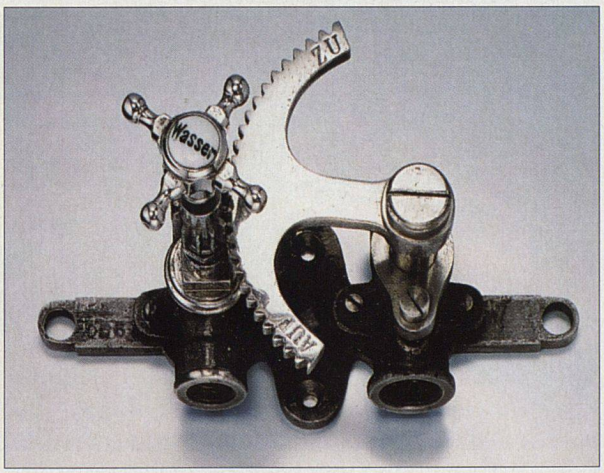

FOTO: KWC UNTERKULM

Wasserhahn aus dem Jahre 1850